

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Robert Mielke: Das alte und neue Potsdam. Ein Vor- und Rückblick.

Das alte und neue Potsdam.

Ein Vor- und Rückblick.

Von Robert Mielke.

Potsdam ist, künstlerisch betrachtet, eine der einheitlichsten Stadtschöpfungen in Preußen. Ja, ich möchte behaupten, daß es in dieser Beziehung, von den neuzeitlichen Gartenstädten abgesehen, einzigartig dasteht. Kunstgeschichtlich erhält die Stadt dadurch noch eine erhöhte Bedeutung, daß man die ältere Architektur Berlins erst richtig würdigen kann, wenn man sie über Potsdam betrachtet. Hier haben viele der bedeutenden Baukünstler, die Memhard, Schmidts, Nering, Grünberg, de Bodt, von Knobelsdorf, Gontard u. a., die der preußischen Hauptstadt den architektonischen Charakter gaben, im 18. Jahrhundert mehr oder minder stark gewirkt; hier ist eine der Werkstätten, in denen die fließende Spätrenaissance-Bewegung für lange Zeit Halt machte, um jene Kunstwelt zu schaffen, die wir mit großem Recht als ein deutsches Rokoko bezeichnen. Kaum ein halbes Jahrhundert hatte die Zeit dieser Kunst gedauert; was aber als Ergebnis weit über Deutschlands Grenzen die Augen der Zeitgenossen auf sich zog, war eine fast gänzlich neu geschaffene Stadt, war das königliche Potsdam. Wer heute durch einzelne Straßen geht, kann sich noch zurückversetzen in die Zeit friderizianischer Baufreudigkeit, da die sichere Grundlage des Handwerks die widerstrebendsten Einflüsse zu einer starken künstlerischen Stimmung vereinte.

Die königlichen Schlösser fügen sich dieser Stimmung ebenso ein wie die städtischen und bürgerlichen Bauten, die spärlichen Reste einer älteren Bauperiode sind ihr nicht nur zwangslos unterworfen, sondern sie lassen die Rokokobauten Friedrichs des Großen gewissermaßen aus ihrer architektonischen Gebundenheit wie Blüten dem Gezweig entkeimen. Wir bewundern die unverkennbare Freude an äußerem Schmuck und den gesunden Blick unserer Vorfahren, die jedes Bauwerk dem Straßenbilde harmonisch einzufügen verstanden. Wie lange wir uns dieser behaglichen Kunstfreude indessen noch hingeben dürfen, erscheint mir zweifelhaft. Schon ist leider mancher alte Bau aus den Straßen verschwunden; schon reckt sich in der maßvollen Ruhe einzelner Häuserreihen ein hohes Mietshaus oder das häßliche Gesicht eines Warenhauses auf. Von

den neuen Vorstädten dringen jene verzerren Baufassaden immer näher an das alte Potsdam heran, die wir als traurige Erzeugnisse unserer Zeit der Bauindustrie genügend kennen. Wenn nicht bald Wege gefunden werden, die Wirkungen des neuen Städteverunstaltungsgesetzes auf Potsdam auszudehnen, dann läßt sich mit Sicherheit voraussagen, daß das königliche Potsdam eines Tages völlig verschwunden und daß sich zwischen den Schlössern eine neue Stadt breit machen wird, in deren Bild Unruhe und Unkunst die wesentlichen Züge bilden. Dem Andrängen des modernen Lebens können und wollen wir kein Halt gebieten; aber wir vermögen es in Bahnen zu leiten, die die Achtung vor dem Überlieferten, die Dankbarkeit gegen die königlichen und künstlerischen Wohltäter der Stadt vorgezeichnet haben.

Die Entwicklungsgeschichte der Stadt, die durch fürstliche Kunstliebe aus einem einfachen wendischen Fischerdorfe zu einer vielbewunderten königlichen Residenz emporgehoben worden ist, stellt sich in ihrem Gesamtbilde wie ein großes künstlerisches Vermächtnis dar, das zu hüten eine der ersten Aufgaben ihrer Bewohner sein sollte. Was allerdings die jüngste Bauentwicklung ankündigt, ist keineswegs angetan, uns mit Sicherheit für die Zukunft zu erfüllen. Der enge Zirkel persönlicher Interessen, die an und für sich menschlich begreiflich, hier aber dem großen Kunstinteresse entgegengestellt sind, hat es offenbar verhindert, die Bauentwicklung in überlieferter Weise weiter zu pflegen. Ja, er war, wenn man die Erscheinungen der letzten Jahre im Auge behält, geradezu vernichtend gegen den künstlerischen Allgemeinbesitz vorgegangen. Entlastend kommt allerdings in Betracht, daß man für diese Entwicklung weniger einzelne Personen als eine Zeit zur Rechenschaft ziehen muß, die nicht imstande war, einer plötzlich hereingebrochenen Bauflut gegenüber die Ruhe und Einsicht einer in Kunst und Handwerk traditionsfesten Generation zu bewahren. Überall, besonders in den großen und industriellen Städten, sind ähnliche Bausünden gemacht worden; nirgends aber treten sie so verletzend auf wie in Potsdam, dessen künstlerischer Charakter sich über ein Jahrhundert lang hatte bilden können. —

Im Jahre 1789 erschien bei Friedrich Nikolai in Berlin ein dreibändiges Werk, das der königliche Oberhofbaurat Heinrich Ludwig Manger über die Baugeschichte von Potsdam verfaßt hatte.*) Dieser Architekt — keiner von den Großen im Reiche der Berlin-Potsdamer Kunst — hatte von 1753 an bei der baukünstlerischen Entwicklung Potsdams mitgewirkt und war daher wohl in der Lage, einen erschöpfenden Bericht über das friderizianische Potsdam zu geben. Bei aller persönlichen Kritik spricht doch im ganzen eine unverhüllte Freude über die einzigartige Schöpfung seines Königs aus dem Werke. Auch sein Ver-

*) H. L. Manger, Baugeschichte von Potsdam. Berlin und Stettin 1789.

Ieger Friedrich Nikolai hatte in seinen Schritten über Berlin und Potsdam aus gleichen Empfindungen heraus geschrieben. Und wenn auch die komische Überhebung dieses kleinen Geistes im allgemeinen die Kunst mit gar zu nüchternem Blicke zu verstehen suchte, so kann auch er nur stolze Genugtuung über das Wirken seines Herrschers für Potsdam ausdrücken. Dieser Ton der Bewunderung ist allen Schilderungen der Stadt eigen — über ein Jahrhundert hinaus. Die Freude über die einzigartige künstlerische Gestaltung der hohenzollernschen Sommerresidenz hat weit über Deutschland hinaus gewirkt und begeisterte Schilderungen der königlichen Anlage hervorgerufen. Ja, die englischen und französischen Reisehandbücher haben bei den Hinweisen auf Potsdam reichere Farben als bei anderen Stadtbildern aufgetragen, die ersteren freilich oft vom Standpunkte des reichen Kaufmanns, der für die Kunst der Straße nicht viel übrig hat, die Franzosen aber mit einem gewissen Bedauern darüber, daß solche Kunst auch außerhalb Frankreichs möglich sei; sie trösteten sich indessen schnell mit dem begründeten Hinweis auf die Mitarbeit französischer Künstler. Auch heute noch ist Potsdam das Ziel vieler Reisenden; man kann aber in Übereinstimmung mit der Wandlung der Reiseliteratur feststellen, daß mehr und mehr die Schlösser allein die Augen auf sich ziehen. Wie wir die künstlerische Herrschaft über die Straße verloren haben, so hat auch der Reisende nicht mehr den ästhetischen Maßstab, um die stimmungsvolle Kunst zu schätzen, die in dem Stadtbilde von Potsdam charakteristisch hervortritt.

Das Potsdam, das wir zum größten Teile noch besitzen, muß von zwei Standpunkten aus beurteilt werden: von dem künstlerischen und dem geschichtlichen. Haben doch etwa zehn Hohenzollernfürsten persönlichen Anteil an der Bauentwicklung! Was die Stadt ist, verdankt sie allein ihren Fürsten, die in steigendem Maße ihre Entwicklung bestimmten. So ist ein künstlerischer Stadtorganismus geschaffen worden, der von den Schlössern und Parks äußere Richtungslinien erhalten hat, dessen innere Einheit aber von der bürgerlichen Architektur getragen wird. Man kann mit einem gewissen Recht behaupten, daß nirgends auf der Welt eine Stadt so stark die Züge eines geschlechterlang gepflegten fürstlichen Mäcenatentums trägt wie Potsdam. Weder Versailles noch Fontainebleau, die beide nur Schlösser geblieben sind, weder Florenz und andere oberitalische Fürstensitze, denen neben den Fürsten auch trotzig Stadtfeudale baulichen Ausdruck gaben, noch auch die in der Entwicklung stehen gebliebenen Residenzen kleiner Dynastien in Süddeutschland haben diese Einheitlichkeit, diese persönliche fürstliche Note in gleichem Maße wie Potsdam, an dem seit Joachims I. Tagen kein Hohenzoller ohne persönliche Kunstbetätigung vorübergegangen ist. — Das wendische Potsdam, von dem der Kietz noch eine letzte sichtbare Erinnerung ist, ist bereits unter den anhaltischen Markgrafen von

einer deutschen Siedelung ersetzt worden, denn die Anlage des Kietzes deutet ja ohne weiteres auf die Verdrängung der slavischen Bevölkerung durch deutsche Ansiedler. Um den Alten Markt, der noch in den Tagen Friedrichs des Großen etwa $1\frac{1}{2}$ m höher lag als heute, dehnten sich weitlagig die Höfe an der Stelle des heutigen Schlosses und der benachbarten Brauer-Straße. Im äußersten östlichen Winkel, da, wo heute die Hl. Geistkirche steht, war die alte Burg, während sich die erste Kirche an Stelle der Nikolaikirche erhob. Im Alten Markt, in der Burg, der Brauer- und Burg-Straße haben wir also die älteste deutsche Dorfanlage vor uns, die in den gekrümmten Straßenzügen noch erkennbar ist und bereits in der Mitte des 13. Jahrhunderts Stadtrechte erhalten hat. Ein neues Schloß erstand 1374, und mit ihm erfolgte eine Erweiterung nach Westen, die — im Jahre 1550 durch einen verheerenden Brand in der Entwicklung gestört — erst unter dem Großen Kurfürsten wieder Ansätze zu einer örtlichen Ausdehnung nahm. Mit Joachim I., der das gegenwärtige Schloß zu bauen begann, setzen dann die persönlichen Beziehungen der Hohenzollern zu Potsdam ein. Sein Sohn Joachim II. und Johann Georg führten den Schloßbau fort; auch begannen sie dem Stadtbilde durch Erbauung von Häusern eine ansehnlichere Gestaltung zu geben. Immerhin bestand Potsdam 1640, beim Tode Georg Wilhelms, im wesentlichen aus nur vier Straßen: der Brauer- und Burgstraße, der Kriewitzgasse und dem Hohenweg.

Der eigentliche Schöpfer des neuen Potsdam ist der Große Kurfürst. Der dreißigjährige Krieg hatte viel Verwüstung in der Stadt angerichtet. Viele Bewohner waren von ihren Höfen verschwunden, diese zum Teil vernichtet. Aber des Fürsten Sorge ließ allein in der inneren Stadt 69 neue Häuser erstehen, welche, nach dem Namen der Besitzer zu urteilen, schon recht ansehnliche Gebäude gewesen sein müssen. In dem Neuen Markt war ein neuer Stadtteil entstanden, der bereits bis in die Gegend der Linden-Straße vorgriff. Ferner wurde das Schloß neu aufgeführt und der Lustgarten durch Abdämmen der Havel angelegt und mit Wasserkünsten, Gartenhäusern und Statuen geschmückt. Durch massive, von Memhard ausgeführte Bauten und durch die Freilegung des Alten Marktes, durch Bepflanzen einzelner Straßen mit Linden und durch die Planung einer großen, nach Westen führenden Prachtstraße, die allerdings später nicht mehr zur Durchführung kam, hatte der Große Kurfürst den persönlichen Anteil bekundet, den er an der Entwicklung der Stadt nahm. Nach einer Karte von 1683 zählte Potsdam damals neben dem Schloß noch eine Kirche, 187 Bürger- und 7 amtliche Häuser.

Durch die Zuschüttung des alten Grabens, der den Lustgarten vom Norden her durchquerte, war die Entwicklung der Stadt nach Westen hin freigegeben, die die spätere großzügige Planung der königlichen

Residenz erst ermöglichte. Des Großen Kurfürsten Nachfolger, Friedrich I., ließ die Stadt und das Schloß weiter ausbauen; doch nahm erst Friedrich Wilhelm I. die auf Bildung einer Residenzstadt gerichtete Überlieferung des Großen Kurfürsten wieder im ganzen Umfange auf. Bei seinem Regierungsantritte zählte Potsdam 220 Häuser, als er die Augen schloß, hatte sich die Anzahl verfünffacht. In wiederholten Erweiterungen dehnte er die Straßenanlagen nach Westen, Norden und Nordosten aus, so daß die Stadt sich vom Kietz über den Luisen-Platz, das Jäger-, Nauener- und Berliner Tor bis an die Havel ausbreitete. Weite Flächen innerhalb dieser Stadt bedeckten freilich noch Sumpf und Wasser: neben dem alten Graben wurde der Wilhelms-Platz von dem Faulen See, der Bassin-Platz von einem Sumpf eingenommen, der später Friedrich dem Großen viel Sorge machen sollte. Um die Zufuhr von Baumaterialien zu erleichtern, ließ der König den alten Graben zuschütten und an seiner Stelle den „Kanal“ graben, der die Altstadt in geraden Linien umgab und westlich vom Lustgarten wieder zur Havel führte. Der erwähnte Sumpf wurde zu einem See ausgetorft, in dessen Mitte eine Insel stehen blieb, und in seiner Nachbarschaft das sogenannte „Holländische Viertel“ begonnen. Zugeschüttet wurde auch der Faule See. Von den Kirchen ist damals die Nikolaikirche an der Stelle der älteren Katharinenkirche errichtet und die Garnisonkirche begonnen worden. Ein großes Militärwaisenhaus, das Rathaus und eine Anzahl von Kasernen bildeten architektonische Stützpunkte, an die sich die Fachwerkhäuser der Bürger lehnten. Viele von ihnen hatte der König auf eigene Kosten erbauen lassen; bei anderen gab er Baumaterialien oder streckte die Bausummen vor. Alles in allem hatte Friedrich Wilhelm I. riesige Summen in Potsdam verbaut; leider kann man sie nur notdürftig abschätzen, weil er die Rechnungen vor seinem Tode vernichten ließ.

Wenn wir jetzt einen Blick auf den Straßenplan von Potsdam werfen, dann zeigt sich ohne weiteres, daß in der Schöpfung des Soldatenkönigs ein anderes Straßensystem auftritt als in dem, geschichtlich und in Anlehnung an die natürliche Beschaffenheit des Geländes entstandenen der Altstadt. Hier geben die wenigen Hauptgebäude und die alten Hofstellen die Richtung der kurzen und zum Teil gekrümmten Straßen an, während bei der Stadterweiterung Friedrich Wilhelms diese planmäßig in annähernd gleichen Abständen und geraden Linien verlaufen. Man ist heute drauf und dran, dieses Straßensystem, das wir allerdings bei unseren Stadterweiterungen bis zum Überdruß kennen und verurteilen gelernt haben, als unkünstlerisch vollständig abzulehnen. Daß wir damit zu weit gehen, läßt sich ohne weiteres aus den Straßenbildern Potsdams beweisen, das ergibt sich aber auch aus der Tendenz einer Stadterweiterung des 18. Jahrhunderts. Eine solche schließt, soweit nicht Berg und Wasser dies verhindern, immer eine gewisse Willkür ein, die eine ebene Fläche

nach rein geometrischen Grundsätzen aufteilt. Wenn wir das ältere Mannheim oder Karlsruhe betrachten, oder wenn wir uns der Straßenprospekte von der Friedrichstadt in Berlin erinnern, die uns aus den

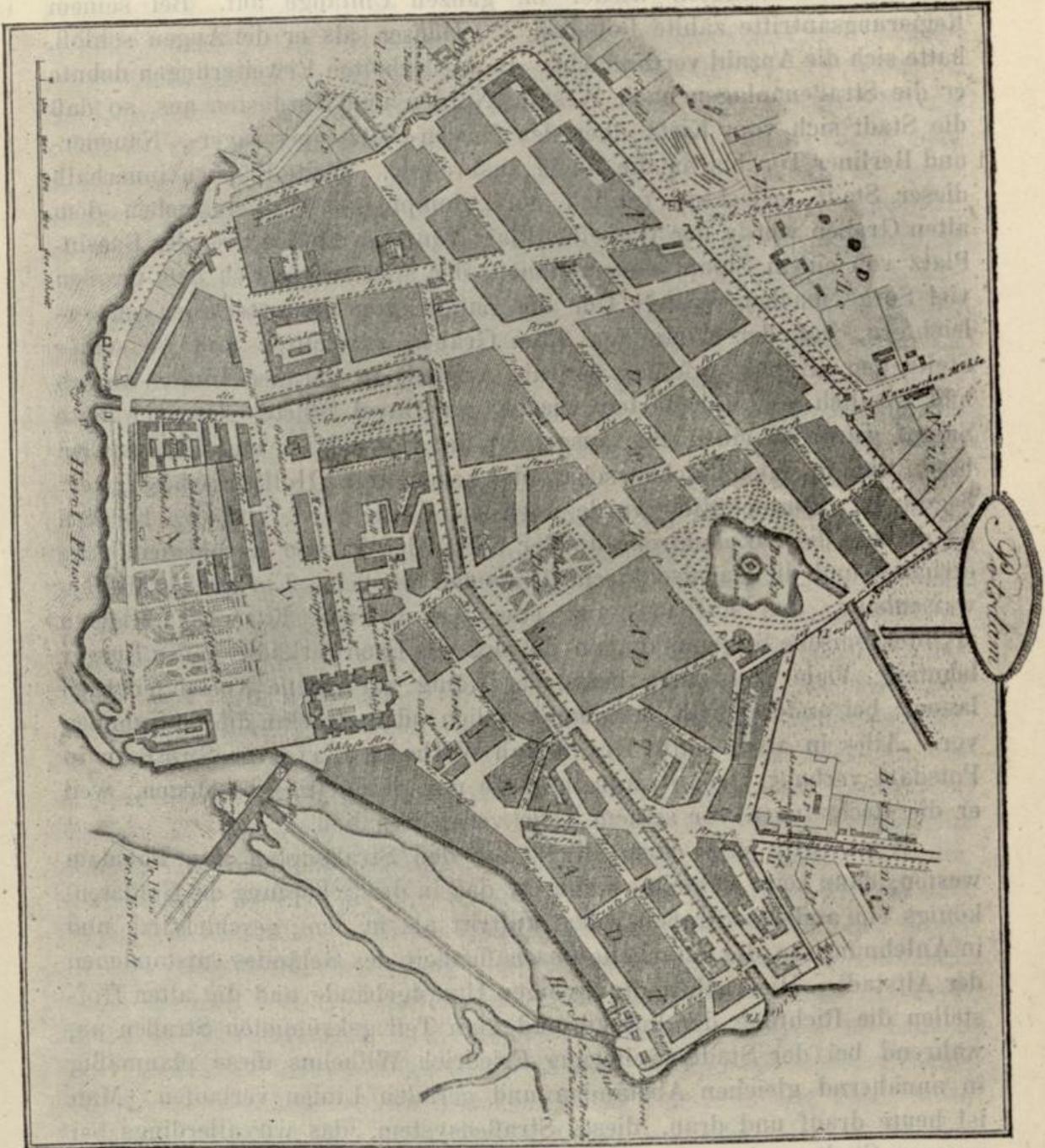


Abb. 1. Straßenplan von Potsdam um 1800.

(Mit freundlicher Erlaubnis des Herrn Dr. Netto seinem Buche „Ost-Asiatische Kunst in Potsdam“ entnommen.)

Bröbes'schen oder Rosenberg'schen Stichen bekannt sind, dann ist dieses Prinzip keineswegs unkünstlerisch. Aber es setzt eine wesentliche Ergänzung voraus, die unsere städtischen Geometer fast immer übersehen

haben: die einheitliche Gestaltung der Fassaden. In Potsdam lag diese in der Hand der königlichen Architekten Gayette, Berger und Boumann, die vermutlich auch die Grundrißanlage der Stadtviertel machten. Die neuen Fachwerkhäuser wurden von ihnen fast durchgehends nach demselben Muster mit zwei Stockwerken und möglichst gleicher Fassade erbaut. So mußte eine ruhige, schlichte Einheitlichkeit gewahrt werden, die in den architektonischen Steigerungen des Rathauses, des Schlosses und der Stadttore um so kräftiger zum Ausdruck kam. Das klingt nun so, als ob ein solcher Straßenprospekt von beherrschender Monotonie oder Langweiligkeit gewesen sein müsse; wenn wir aber daran denken, daß in dem durchgehends breiten und mit Bäumen bepflanzten Straßensbild ein anderes Kunstprinzip nach Anerkennung strebt, als es in den engen, von hohen Giebelhäusern umsäumten, krummen Gassen mittelalterlicher Städte sich herausgebildet hatte, dann wird man eine starke künstlerische Wirkung um so mehr voraussetzen können, als wir an anderen Orten, wie Mannheim, Bayreuth, Ansbach usw. noch Denkmäler



Abb. 2. Haustür in der Kreuzstraße.

ein Teil allerdings auch erst von Friedrich dem Großen fertig gestellt wurde, gibt eine, durch die Eigenart des Baustoffes und der Bauformen freilich etwas vereinseitigte Vorstellung von dem Potsdam seines Vaters. Bei diesen Häusern kommt ein gesundes architektonisches Gefühl zum Durchbruch, das die Wand als Fläche, das Dach als obere Schutzdecke unverhüllt wirken läßt. Nur andeutungsweise macht sich ein Streben nach Abwechslung in einem flachen Mittelrisalit bemerkbar. Fenster und Türen sind fast immer ungeschmückt; sie wirken trotzdem künstlerisch durch die schönen Verhältnisse und durch den gleichen Maßstab, der sie aneinanderreihet oder der Fassade einordnet. Wo aber bei diesen friderizianischen Häusern die Tür architektonisch betont ist, geschieht es in einer einfachen, maßvollen und feinlinigen Umrahmung, die selbst bei erhöhten Ansprüchen diesen Charakter beibehält. Das klare Gesetz der architektonischen Zügelung bedingt aber auch ein weises Maßhalten

jener Geschmacksrichtung tatsächlich vor Augen haben. Bei Potsdam sind uns allerdings nur Rückschlüsse auf die Stadt Friedrich Wilhelms I. erlaubt, weil seine Fachwerkfassaden fast alle durch Massivbauten ersetzt worden sind; nur das Holländische Viertel, von dem

im einzelnen, ein Maßhalten, das der Maurermeister der Gegenwart leider nicht immer anerkennt und darum bei Ladenausbrüchen und anderen Veränderungen zum Schaden der Gesamtwirkung oft genug preisgegeben hat. Schon leichte Aufbauten können diese Schlichtheit in der Erscheinung stören, was schon bei einem Umblick im Holländischen Viertel bisweilen zu Tage tritt.

Friedrich Wilhelm I. ist der Gründer des modernen Potsdam, sein großer Sohn Friedrich der Schöpfer der künstlerischen Stadt. Von welcher gewaltigen Einwirkung seine Regierung auf Potsdam war, erkennt man aus der ziffernmäßigen Angabe, daß er auf seine Kosten allein 616 meist massive Bürgerhäuser hat auführen lassen, und daß von den 10073950 Talern, die er nach Mangers Berechnung für die Bauten aufgewandt hatte, 5322912 Taler für seine Schlösser und 4751038 Taler für städtische und bürgerliche Häuser ausgegeben hat, d. h. nach heutiger Rechnung etwa 75000000 Mark. In mehr als vier Jahrzehnten seiner Regierung — teilweise durch den Siebenjährigen Krieg unterbrochen — ließ er das Holländische Viertel vollenden, die älteren Fachwerkhäuser durch massive ersetzen oder die Lücken in der Bebauung schließen. Eine kleine Stadterweiterung östlich vom Bassin kommt dagegen im Verhältnis zu der seines Vaters räumlich kaum in betracht.

Seinen guten künstlerischen Blick zeigte der König bei der Anlage seiner Schlösser; hier war er auch dem Landschaftsbilde gegenüber unabhängig und konnte er seine künstlerischen Ideale ohne irgend eine Rücksicht zur Ausführung bringen, während er sich bei dem Stadtbilde von Potsdam pietätvoll und streng an die Grundlage hielt, die ihm durch den Straßenplan seines Vaters vorgezeichnet war. Darin zeigt sich aber sein künstlerisch klares Wollen, daß er auch hier stets die richtigen Mittel für eine gute architektonische Wirkung zu finden wusste. Mit der künstlerischen Gestaltung der Stadt ist er daher so eng verknüpft wie keiner seiner Vorgänger, ja, wenn man alle die kleinen Züge übersieht, die uns von seiner Sorge für die Stadt urkundlich überliefert sind, dann muss man zu dem Schlusse kommen, dass kaum jemals ein Stadtorganismus soviel persönliche Einwirkungen seitens seines Schöpfers zeigte, wie die Residenzstadt Potsdam. Friedrich hat nicht allein selbst Entwürfe für einzelne Bauten gezeichnet, sondern er hat auch alle anderen Pläne bis ins einzelste durchgesehen, begutachtet und vielfach mit Änderungen versehen, die seinen Anschauungen entsprachen. Man wird es vielleicht kaum jemals in voller Klarheit verfolgen können, wie der Mann, dessen Blick in alle Maschen seines grossen Regierungsmechanismus drang, die Zeit finden konnte, sich um Treppen, Balustraden, Vasen und andere Kleinigkeiten zu kümmern. Und mehr als seinen Architekten lieb war, denn Friedrichs Stellung zu diesen war selten eine

freundliche; meist war sie von Mißtrauen und eigenem künstlerischen Selbstbewußtsein getrübt. Ja, der große König hat durch seine persönlichen künstlerischen Gedanken, denen die technische Grundlage fehlte, oft schweres Ungemach über seine Baumeister gebracht und sich daher auch häufig in die Lage versetzt, ein fertiges oder halbfertiges Bauwerk wieder abbrechen lassen zu müssen, weil er die Ratschläge seiner Techniker mißachtet hatte. Darüber ist von diesen bitter geklagt worden; für uns liegt aber in dieser Tatsache ein Zeugnis für die intensive Mitarbeit Friedrichs an der äußeren Erscheinung der Stadt, ein Zeugnis von so überzeugender Kraft, daß man es vor der Kunstgeschichte nicht wird verantworten können, wollte man diese einzigartige Schöpfung des Königs leichtherzig verunstalten lassen. —

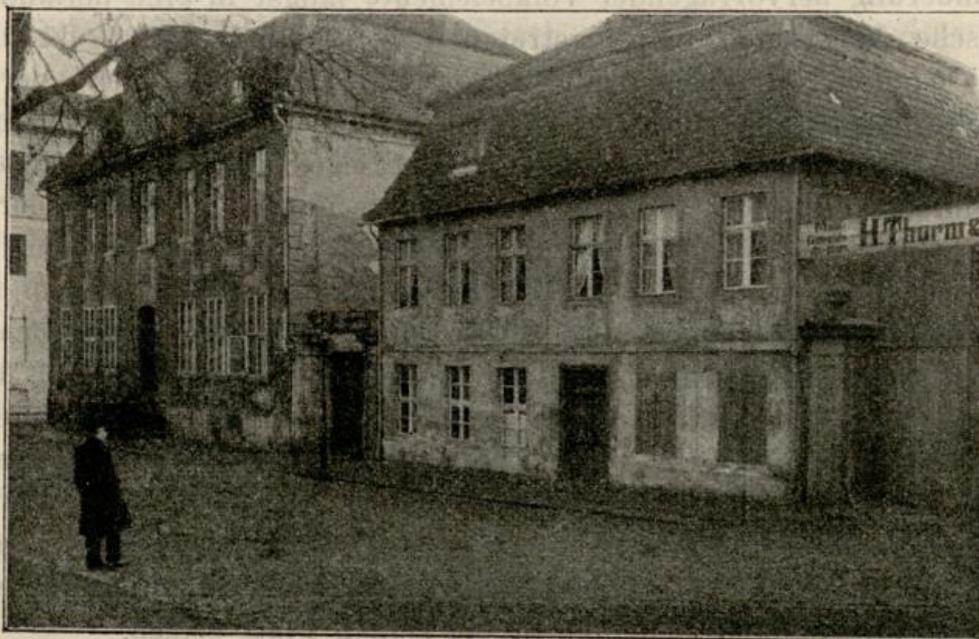


Abb. 3. Häuser am Kanal.

Die Straßenzüge erhielten durch die Bauten Friedrichs etwas Monumentaleres, als sie vorher besessen hatten. Überhaupt ist offenbar mit dem Verschwinden der Fachwerke ein strafferer, ein städtischerer Zug in das Bauwesen gekommen, der zum Teil von den öffentlichen Gebäuden, zum Teil aber auch von den architektonischen Abstufungen zwischen den einzelnen Straßen und Plätzen herzuleiten ist. Zudem lag in dem, von Friedrich Wilhelm I. begonnenen Kanalbau, der von Friedrich II. bis 1768 mit steinernen Brüstungen versehen und vollendet wurde, ein bedeutungsvolles Moment, das architektonisch in künstlerisch vollendeter Weise ausgenutzt worden ist. Das ganze Stadtbild hat dadurch gewissermassen eine ästhetische Achse gewonnen, von dem aus die leisen Schwingungen der friderizianischen Städtekunst in Abhängigkeit erhalten werden. Schon die wechselvolle Spiegelung der von hohen Laubbäumen

begleiteten Straße ist von so selten schönem malerischen Reiz, daß diese doppelseitige Kanalstraße zu den wertvollsten Denkmälern der Kunst des 18. Jahrhunderts gehört. Gewiß findet man dieses Motiv auch in Holland, wo es aber — baumlos — mitten in das Getriebe des Verkehrs gerückt oder, wie in Leyden, ein erstarrtes Denkmal ehemaligen Handelslebens ist; in Potsdam aber hat es in den zum grossen Teil noch erhaltenen Wohnhäusern einen entsprechenden architektonischen Ausklang gefunden, der in seiner heiteren Ruhe, belebt von den kleinen Brücken, eine andere residenzliche Note des alten Motivs bekundet. Man kann daher in dem Kanal eine holländische Nachbildung um so weniger erkennen, als die holländische Kultur sowohl durch die Beziehungen unseres Fürstenhauses zu den Oraniern, als auch durch die Einwanderung hervorragender Volkselemente längst in eine holländisch-märkische Verschmelzung eingetreten war. Selbst das Holländische Viertel ist dadurch bodenständig geworden. Der Kanal aber, der ursprünglich als Schiffahrtsweg — keineswegs als bewußte Übertragung — angelegt wurde, hat holländische Eigenart eigentlich nur in einzelnen Straßennamen gehabt. Vollends aber ist sie durch die Bauart der den Kanal begleitenden Wohnhäuser unterdrückt worden. Die einfachen und schlichten Gebäude, meistens zwei- bis dreistöckig und oft, wenigstens bei späteren Ergänzungen, mit einem wirkungsvollen Mansardendach erhalten durch den Kanal eine solche künstlerische Stimmung, daß dieser allein Potsdam zu einem hervorragenden Denkmal moderner Städtebaukunst machen würde. Ihn zu vernichten und an seine Stelle eine breite Avenue schaffen, welche mit unerbittlicher Logik auch das Ende der schlichtschönen Gebäude sein würde, hieße den schönsten Zug im Gesichte der königlichen Stadt löschen und nüchterne Plattheit, wenn nicht gar aufdringliche Scheinkunst, an seinen Platz setzen.

Leider ist die Befürchtung nicht ganz grundlos, daß man sich zu diesem Opfer verstehen könnte. Durch die Senkung des Wasserspiegels der Spree und Havel ist bei dem Kanal nicht nur ein tieferer Wasserstand eingetreten, sondern auch das hölzerne Pfahlwerk der Böschung mit der Luft in Berührung gekommen, wodurch es in Fäulnis gerät und die Böschung selbst gefährdet. Man führt auch andere Unzuträglichkeiten an, um den Kanal zu vernichten, ja, es wird selbst geltend gemacht, daß hin und wieder ein Kind in den Kanal gefallen und bisweilen ertrunken sei. Das ist gewiß zu bedauern, aber darum ein so prächtiges Denkmal friderizianischer Städtekunst zu vernichten, geht denn doch zu weit. Glaubt man etwa die Kinder weniger gefährdet, wenn sich der gesteigerte und schrankenlose Wagen- und Automobilverkehr durch den breiten Boulevard wälzt? Oder soll man keine Bäume mehr an den Wegen pflanzen, weil der rücksichtslose Sturm bisweilen einen Stamm entwurzelt oder die Äste zur Erde fegt? Dann dürfen wir auch keine

Fenster mehr an der Straßenseite der Häuser anbringen; denn es kommt vor, daß ein zerbrochenes Fenster einzelne Passanten verletzt. Ja, wir dürfen kein Gas im Hause, keinen Ofen im Zimmer dulden, weil beide unter Umständen gefährlich werden können. Solche Einwendungen sind zwar nicht ernst zu nehmen; sie stärken aber die dem Kanal feindselige Richtung in der Bürgerschaft, die noch von einer anderen Seite Nahrung erhält. Die Herstellung neuer Brüstungsmauern und eines flutenden Kanalganges verursacht nämlich erhebliche Kosten, die einzustellen man offenbar zunächst Bedenken trägt. So weit die Grundsätze fiskalischer Ökonomie die Kanalfrage allein zu entscheiden haben, könnte man sich mit dem Opfer zufrieden geben; in diesem Falle, in dem Kunst und Pietät vereint mitzusprechen wagen, kann die Kostenfrage unmöglich Veranlassung geben, eines der schönsten Städtebilder Europas — vielleicht der Welt! —, das zudem noch ein Denkmal unseres Herrscherhauses ist, leichten Herzens zu zerstören. Hat man bei vielen fragwürdigen Verschönerungen fast immer Geld zur Hand, dann darf man hoffen, daß auch in diesem Falle die Mittel nicht versagt werden. Da die Erhaltung zunächst der Regierung obliegt, so dürfte das Abgeordnetenhaus in erster Reihe ersucht werden, ausreichende Mittel zu bewilligen. Und stellt man den auf etwa 300000 M. berechneten Kosten die Millionen entgegen, die Friedrich der Große und sein Vater für Potsdam bereit gestellt haben, dann wird unsere Landesvertretung kaum versagen, um ein so hervorragendes Werk der Städtebaukunst zu erhalten. Den Bewohnern der Stadt aber darf man die Mahnung zurufen, den Kanal nicht nur von der Warte enger örtlicher Interessen, sondern auch von dem Standpunkte allgemeiner Kunstkultur zu betrachten, nicht nur stets die Nachteile des gegenwärtigen Zustandes, sondern auch die Vorteile für ihr städtisches Gemeinwesen im Auge zu behalten. Sie werden sich dann um so weniger der Pflicht, auch ihrerseits zu der Erhaltung beizutragen, entziehen, als die Gunst des Fürstenhauses ihnen heute noch unvermindert erhalten ist.

Doch kehren wir zu den Bauwerken zurück. Auch Friedrich war in seinen städtischen Bauwerken abhängig von dem rechteckigen Grundplan der Stadt; was er aber dort in souveräner Kunstfreude erstehen ließ, war nicht Anklammerung an dieses System, sondern seine folgerichtige Entwicklung in eine ergänzende Straßenarchitektur. Bei dem Marktplatz mit dem Rathaus, dem leider durch Riesen-Geschäftsanzeigen stark entstellten Barberinischen Palast und anderen auf dieselbe Kunst gestimmten Privathäusern kann man unmittelbar von einem Forum friderizianischer Kunst sprechen. So machtvoll und folgerichtig klingen hier die Rhythmen der Straßenarchitektur aus, daß sich selbst Schinkel mit seiner auf ganz anderen Voraussetzungen stehenden Kunst ihr unterwarf, als er die prächtige Nikolaikirche schuf. Es kommt in dieser friderizianischen



Abb. 4. Marktplatz (am Alten Markt).

Kunst mehr noch als in den Schlössern jenes der Zeit eigentümliche Pathos zum Ausdruck, das am reinsten und kühnsten vielleicht in dem Waisenhaus mit seiner Säulenkuppel vorherrscht und dem ganzen Straßenbilde eine weihevollere, monumentale Ruhe verleiht, das in gedämpfter, fast einschmeichelnder Tonweise aber auch bei den größeren Wohnhäusern zu finden ist. So u. a. in dem von Unger erbauten Hause Breite-



Abb. 5. Waisenhaus.

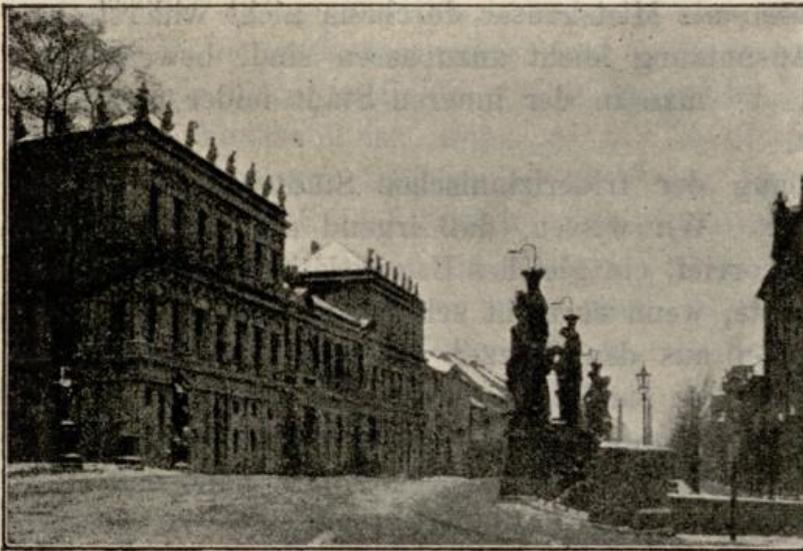


Abb. 6. Haus (von Unger erbaut). Breite Straße.

straße 36/37, das nach einem englischen Vorbilde geschaffen wurde. Hier erkennt man auch leicht den Zusammenhang zwischen Architektur und Straßenplan. Die ganze reiche Fassade würde ihre örtliche barocke Wirkung in dem Augenblick verlieren, in dem der Kanal und die schöne, mit Statuen geschmückte Brücke verschwänden; sie würde als ein selbständiges Werk aus dem Zusammenhange gerissen und mit einer jetzt nicht zu spürenden Wucht die Nachbarhäuser erdrücken. Man muß sich immer vergegenwärtigen, daß alle friderizianischen Bauten im Zusammenhange wirken, daß sie immer nur als Teile großer und weiter Straßenprospekte gedacht sind und ihre künstlerische Wirkung verlieren, sowie das architektonische Gleichgewicht gestört wird. Zu diesem gehören die Breite und Geradheit der Straßen ebensogut wie die fein abgewogenen Höhenverhältnisse einzelner Häuser. Das heißt nun keineswegs, diese Verhältnisse überall in gleichem Rhythmus zu suchen; es können wie in der Linden- u. a. Straßen durch ganz andere Proportionen auch ganz andere Stimmungen erzielt werden. Auch ohne geschichtliche Ortskenntnis wird man herausfühlen, daß diese Straßen auf einen anderen Ton gestimmt sind, daß sie bereits der Außenseite der alten Stadt angehören, und daß ein einziges unverhältnismäßig hohes Gebäude hier wie ein Fremdling stehen müßte. Daß übrigens die alten Häuser auch

straße 36/37, das nach einem englischen Vorbilde geschaffen wurde. Hier erkennt man auch leicht den Zusammenhang zwischen Architektur und Straßenplan. Die ganze reiche Fassade würde ihre örtliche barocke Wirkung in dem Augenblick verlieren, in dem der Kanal und die

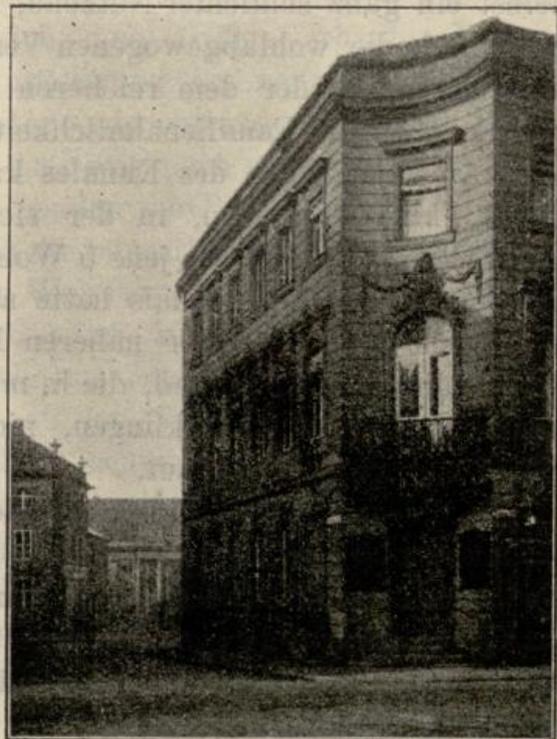


Abb. 7. Ecke Schwertfeger Straße und Hoherweg (sogen. Acht-Ecke).

unseren Raumbedürfnissen als Mietshäuser durchaus nicht widerstreben und einer maßvollen Ausnutzung leicht anzupassen sind, beweisen die dreistöckigen Gebäude, die man in der inneren Stadt leider nicht zum Vorbild genommen hat.

Über die Entstehung der friderizianischen Städtekunst sind wir einigermaßen unterrichtet. Wir wissen, daß irgend ein Stich bei dem Könige den Wunsch hervorrief, ein gleiches Bauwerk in seiner Residenz zu haben. Oder er wählte, wenn er nicht selbst einen augenblicklichen Einfall zu Papier brachte, aus den Skizzen seiner Baumeister, die er teilweise auf weite Studienreisen sandte, Geeignetes aus, oder er ließ sich von ihnen Entwürfe für bestimmte Aufgaben machen. So sind die verschiedensten Einflüsse in Potsdam zusammengekommen, ohne daß dabei etwas Unzusammenhängendes oder Unkünstlerisches hervorging. Das Geheimnis dieser Kunstwirkung liegt in dem feinen Taktgefühl der Baumeister, und in der ausgezeichneten Handwerksüberlieferung, die für alle einzelnen Bedürfnisse ihre Formen hatte, die sie oft stereotyp, oft mit sicherem Gefühl für die Wirkung, nie aber unsinnig anwenden ließ. Für einen oberflächlichen Beobachter, der mit stilistischen Voraussetzungen oder mit einer durch großstädtische Mietshaustypen stumpf gewordenen Empfindung an die Potsdamer Bauweise herantritt, äußert sie sich vielleicht nur als starre Einförmigkeit, für feiner Empfindende jedoch in den leisen Variationen derselben Melodie, die jedes Haus zu einem Sonderwesen machte, ohne sie in ihrer Gesamtheit zu stören. Selbst ein ganz schlichter Nutzbau, der auf jeden Zierrat verzichtet und nur durch die wohlabgewogenen Verhältnisse wirkt, fügt sich dabei wie ein ärmerer Bruder dem reicheren Nachbarhause an. Die Kleidung ist anders, aber die Familienähnlichkeit mildert die Unterschiede.

An einer Stelle des Kanales kann man wie auf einem Auszuge die ganze Skala übersehen, in der sich die Kunstanschauung des Königs ausdrückte. Es sind das jene 5 Wohnhäuser, die der König als Versuchsbauten für das Neue Palais hatte aufführen lassen (Am Kanal 40—45). Unterzieht man sie einer näheren Betrachtung, dann findet man bald, daß es dieselben Töne sind, die in mancherlei Variationen in den Straßenschildern Potsdams weiterklingen, nicht immer in gleicher Stärke, wohl aber in gleichem Wohllaut.

An dem Potsdam Friedrichs des Großen ist seit seinem Dahingange verhältnismäßig wenig verändert worden; nur ein größerer Brand hat Ende des 18. Jahrhunderts eine Anzahl der Häuser vernichtet, die aber im Geiste ihrer Zeit schlicht und mit merklicher Beeinflussung durch das Empire aufgebaut worden sind. Erst die allerjüngste Zeit hat in größerem Maße neue Gebäude in die Reihen der alten Bürgerhäuser gestellt. Noch unter Friedrich Wilhelm II. und seinem Nachfolger sind bürgerliche Wohnhäuser entstanden, die aber noch ganz unter dem

Einflüsse der guten alten Überlieferung stehen. Besonders hat Friedrich Wilhelm III. die Stadt geschmückt und durch die machtvolle Kuppel der Nikolaikirche dem Stadtbilde eine harmonische Ergänzung hinzugefügt, die sehr wirkungsvoll ist, wenn sie aus der Tiefe irgend einer Straße unvermittelt über den Dächern auftaucht, die aber auch, wenn man vom Osten her das Stadtbild betrachtet, das prachtvolle Architekturpanorama zu einer grandiosen Steigerung bringt. Überhaupt das Stadtbild! Ich kenne nur zwei Stadtbilder in Deutschland, die sich an klangvoller Harmonie der Linien mit Potsdam vergleichen lassen: Das ist Dresden, etwa gesehen von der Elbeisenbahnbrücke, und Würzburg, wenn man von dem nordwestlichen Mainufer die Architektur-Symphonie betrachtet. Beide gehören in ihren charakteristischen Bauten derselben Zeit wie Potsdam an; beide sind in ähnlicher Weise durch die offene Hand fürstlicher Mäcene gefördert worden.

Bis zu einem gewissen Grade widerstreben sich die aristokratischen, auf fürstliche Anregung hervorgegagene Stadtbildungen und die mit anderen Mitteln arbeitende Verwaltung eines modernen Städtewesens. Das zu leugnen, hieße Vergangenheit und Gegenwart verkennen; aber dieser innere Gegensatz findet ebenso wenig einen äußeren Ausgleich der Kunstformen, wie er aus einem kaiserlichen Rom ein päpstliches Kunstzentrum verhüten konnte.

Fragen wir nun, wie das Hohenzollernerbe in Potsdam gehütet worden ist, so fällt die Antwort nicht ganz zufriedenstellend aus. Zugegeben sei ohne weiteres, daß unser Auge für den drohenden Verlust der altpotsdamer Kunst erst in den letzten Jahren geschärft worden ist, und daß für manche der von Friedrich dem Großen erbauten Wohnhäuser die Notwendigkeit für eine Annäherung an neuzeitliche Wohnbedürfnisse anerkannt werden muß. Indessen entbindet das alles nicht die Gegenwart von der Verpflichtung, das, was noch vorhanden ist, nach Möglichkeit zu erhalten, sowohl aus Gründen der Pietät wie aus solchen der Kunst. Es sind viele Gefahren, die die bürgerlichen Bauten Potsdams bedrohen; namentlich sind die kleinen Wohnhäuser in den wenigen Verkehrsstraßen gefährdet. Ein solches Gebäude ist in erster Linie Wohnhaus; wird es aber zu einem Mietshaus, aus dem der Besitzer möglichst viel herauschlagen will, so wird er der Versuchung, eine nackte Mietskaserne an seinen Platz zu stellen, schwer widerstehen können. Auf diese Weise entstehen dann jene Zerrbilder von Straßenfronten, welche die Brandenburger-, Kaiser Wilhelm-, Charlotten- u. a. Straßen böß verunstaltet haben. Die großen würfelförmigen Steinklötze mit ihren verkümmerten Wand- und Dachkonstruktionen sind nicht nur ohne jeden Kunstwert, sondern sie beeinträchtigen auch die benachbarten friderizianischen Häuser in ihrer künstlerischen Wirkung. Auf der anderen Seite sind es die Geschäftsläden, welche ohne Rücksicht auf feine Linien und Maßverhältnisse angelegt werden. Daß sie vermieden werden, ist nicht

zu verlangen; wohl aber sollten sie sich dem Organismus des Hauses einfügen, was kein unbilliges Begehren an den Eigentümer ist, wenn es auch ein künstlerisches Empfinden bei dem Architekten voraussetzt, das leider in vielen Fällen vermißt wird. In der Hilflosigkeit solchen Aufgaben gegenüber hat man bald ein ungeheures Loch in die Wand gerissen, bald mit einer plum-
pen Renaissance-
umrahmung ver-
kleidet, in einem
Falle sogar mit
einer theaterhaften
Ritterburg- oder
Klosterarchitektur
(man ist dabei
meistens im Zweifel,
was eigentlich ge-
meint sei) verklebt.
Man kann ohne
weiteres zugeben,

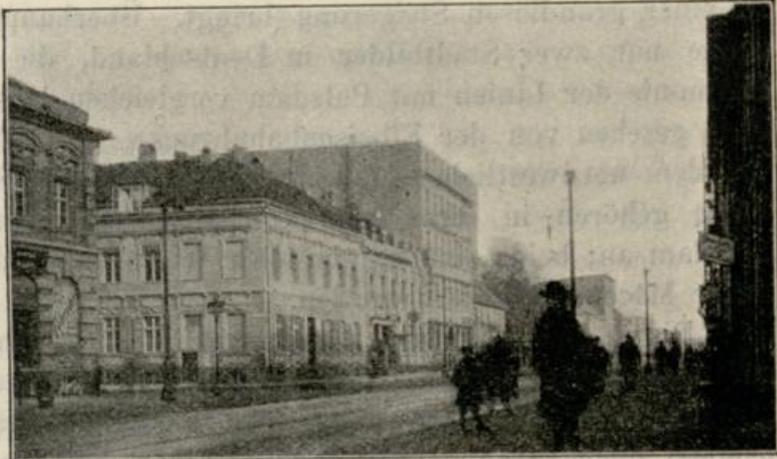


Abb. 8. Charlottenstraße.

daß viele der alten Häuser, die für Geschäftsläden nicht berechnet waren, sich nur widerstrebend modernen wirtschaftlichen Verhältnissen anpassen lassen; aber darin zeigt sich eben der Meister auch im Handwerk, daß er diese Schwierigkeit künstlerisch überwindet. Und sollte ein Haus nur durch einen Neubau erträgliche Verhältnisse ermöglichen, so wird kein vernünftiger Mensch dies aus sentimentalischen Rücksichten verhindern wollen. Das aber muß man unbedingt verlangen, daß sich der Neubau der Nachbarschaft anpasse und nicht jede architektonische Wirkung einer ganzen Straße vernichte. Ein Haus, das an öffentlicher Straße steht, hat eben dadurch soviel Vorteile für den Besitzer, daß er sich nicht rücksichtslos



Abb. 9. Junker- und Nauener Straße.

den Wünschen der Gesamtheit entgegenstellen kann. Der Einwand, daß dadurch das Privatinteresse geschädigt werde, ist ebenso wenig stichhaltig wie bei den Forderungen für gesundheitliche oder feuerwehrende Vorkehrungen. An der Ästhetik einer Straße hat, wie wir es mehr und mehr anerkannt haben, nicht nur der einzelne Besitzer, sondern auch eine Stadtgemeinde Forderungen zu stellen, welche den Privatbesitz

ebenso einschränken wie bei der Gas- und Wasserleitung, wie bei der Verteilung von Luft- und Verkehrsräumen innerhalb eines Gebäudes.

Im allgemeinen sind die gekennzeichneten Fälle zum Teil recht gewaltsame Veränderungen am Stadtbilde; sie sind unschwer herauszufinden, in der Regel auch unschwer zu beseitigen. Gefährlicher aber ist es, wenn sie in wohlmeinender Absicht ausgeführt werden. Auch dafür gibt es Beispiele. Da ist in einer Straße, inmitten alter Gebäude, ein Haus errichtet worden, dessen Erbauer zweifellos den Anspruch erhebt, im Geiste friderizianischer Kunst gebaut zu haben. Man kann dies in Anbetracht der Rücksichtnahme auf den Maßstab und der Einzelheiten

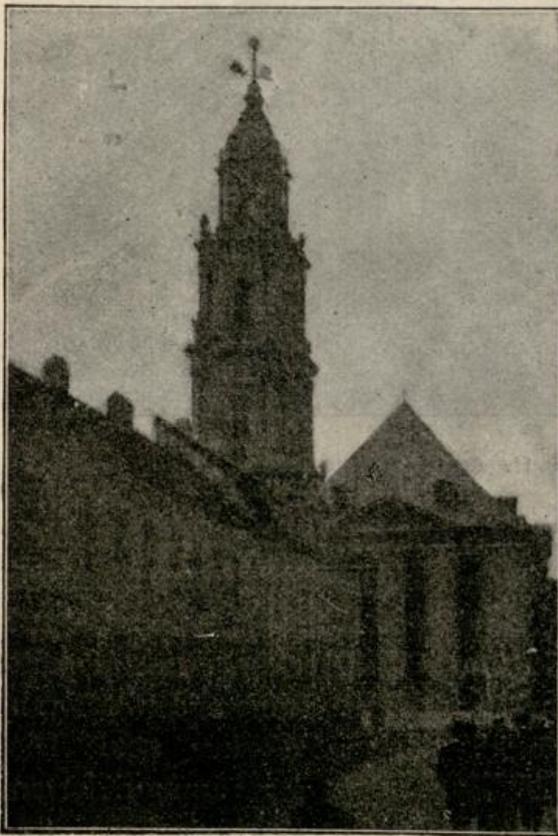


Abb. 10. Turm der Garnisonkirche.



Abb. 10 a. Turm der neuen Kriegsschule.

ohne weiteres anerkennen. Sowie man aber näher prüft — und bei wiederholtem Betrachten stellt sich dies von selbst ein — wird man in den aufgeklebten Stuckornamenten, in den blechernen Dachluken und Giebeln und in der ganzen bauindustriellen Aufmachung bald den Pferdefuß bemerken, der dem Belzebub-Stilfex unter dem dünnen Mantel seines Kunstaufgusses herauschaut. Gerade, weil sich in den Potsdamer Fassaden Reichtum und Einfachheit, Poesie und Nüchternheit neben einander stellen, erfordert jeder Neubau weniger Studium der Formen als feinen künstlerischen Takt, der nicht aus Büchern, nur durch liebevolles Versenken in den Kunstcharakter zu erwerben ist. Das ist eben das

Gefährliche für den modernen Architekten, daß die Baumeister Friedrichs nicht aus ganz klaren Kunstquellen geschöpft haben, sondern aus abgeleiteten, die schon an sich den Geist ihrer Zeit auch in der Wiedergabe zeigten. Sie taten dabei das Natürlichste, indem sie sich entweder eng an ihre handwerkliche Überlieferung hielten oder, wie die Knobelsdorf, Gontard, Unger u. a. soviel Persönliches hineinflochten, daß ihre Fassaden stets einen Persönlichkeitswert haben, der nicht mit ästhetischen Ellen gemessen, sondern nur empfunden werden kann. Wie groß der Gegensatz zwischen echter und nachgemachter Kunst ist, belegt recht eindrucksvoll eine Gegenüberstellung der Türme der Garnisonkirche und der neuen Kriegsschule. Dort der 1735 vollendete Turm, der in vollendeter Harmonie

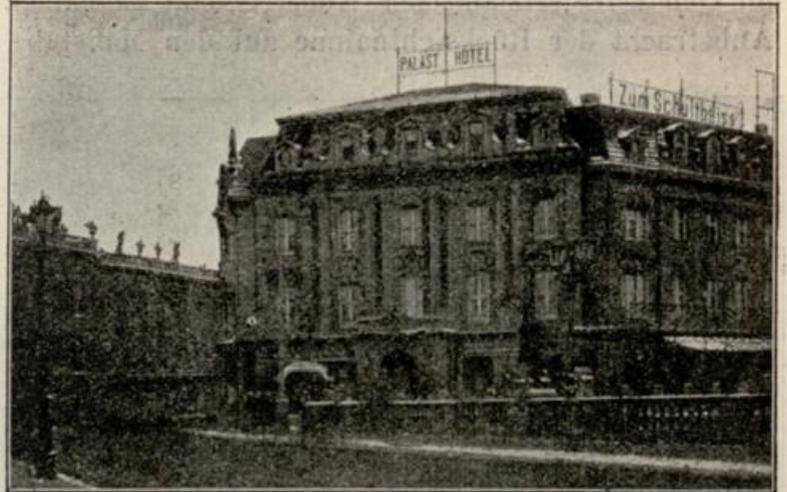


Abb. 11. An der Langen Brücke.

aus der Baumasse aufsteigt — ohne Härte, ohne Gewalt und doch reich gegliedert. Daneben der Turm der neuen Kriegsschule in akademisch konventionellen Formen, mit all der frostigen Eleganz, die nur auf dem Reißbrett entstehen kann. Wie hart und eckig, wie gequält

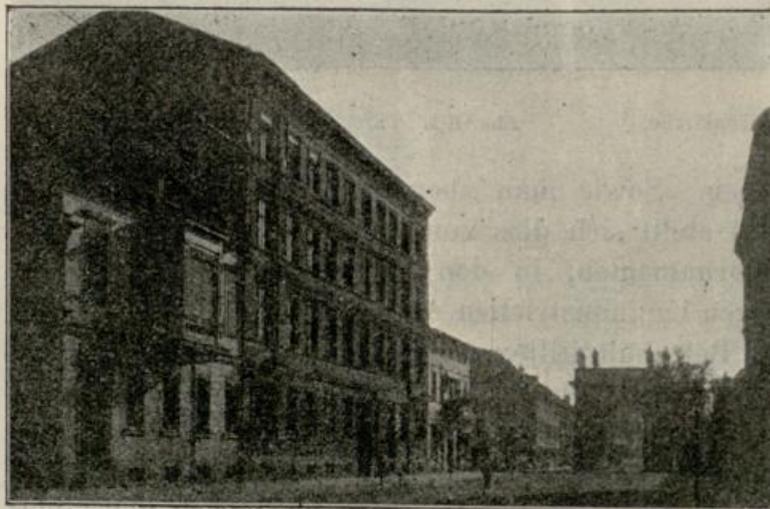


Abb. 12. Königs-Allee am Berliner Tor.

nimmt er sich neben den lebenatmenden weichen Linien des älteren Werkes aus! Die ganz unmotivierten Ecktürmchen, die unruhigen Öffnungen, die dünnen Fäden des Fachwerks, das hier keine konstruktive Aufgabe zu erfüllen hat, sondern nur Ornament ist: sie künden mehr rechnerisches Wollen als künstlerisches Können. Bei der Gar-

nisonkirche ist die Wand bewußt aufgelöst, um mit fein gestimmten Rhythmen in die Spitze überzuleiten; bei dem anderen Werk ist sie in starrer Leblosigkeit erhalten, ohne daß sie dadurch dem Turm Ruhe und Harmonie geben kann.

An anderen neuen Werken kann man es fast ablesen, wie die Architektur zustande gekommen ist. Da werden so und so viele architektonische Einzelheiten skizziert und einem neuen Werke aufgeleimt, ohne Sinn für die Wirkung, ohne Verständnis für den Zweck. Gerade das Haus, das jedem Besucher beim Überschreiten der Langen Brücke zuerst ins Auge fällt, ist ein treffliches Beispiel für die Architektur, wie sie nicht sein soll. Hier ist die Absicht, in friderizianischem Geiste zu bauen, zum Verhängnis geworden. Alles, was an Feinheiten in der Stadt zu finden ist, ist vergrößert; wo der Maßstab allein hätte wirken können, ist die Maßstablosigkeit im kleinen, wo eine ruhige Schlichtheit sich dem benachbarten Schlosse ausgezeichnet eingefügt hätte, eine unruhige Häufung von guten und schlechten Motiven. Und oben wird das gänzlich verfehlt Dach noch von einem unleidlichen Gitterwerk gekrönt, das, vom Süden gesehen, die schöne Linie der Nikolaikuppel brutal durchschneidet.

Diesem Werke gegenüber möchte man die großen philisterhaft trivialen Mietshäuser, die vor der Renaissance-Seuche in den sechsziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entstanden sind, noch als einen Gewinn betrachten. Vor dem Berliner Tor steht eines, dessen Baumeister von vornherein jeden künstlerischen Ehrgeiz aufgegeben hat. Die in jener Zeit üblichen Formen sind ohne besondere Ansprüche rein mechanisch, aber auch ohne Verschwendung in knappster Dürftigkeit verwertet; nur der Maßstab des viergeschossigen Gebäudes fällt unangenehm auf und dürfte bei weiteren ähnlichen Bauten das hübsche Berliner Tor bald vollends erdrücken.

Wir dürfen übrigens die Gegenwart nicht einseitig belasten. Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts macht sich, wie überall in Deutschland, auch in Potsdam das Vorkommen der künstlerischen Grundlagen im Stadtbilde bemerkbar. Man glaubte durch Ritterburgen und andere romantische Erinnerungen das zu ersetzen, was die innere Blutleere in der Kunst nicht geben konnte. Das Gymnasium in der Kurfürstenstraße und andere benachbarte Gebäude sind Denkmäler dieser verkehrten Entwicklung. Freilich befand man sich dabei in dem verzeihlichen Irrtum, die Baugedanken Friedrich Wilhelms IV. und seiner Architekten auch in der Stadt weiterspinnen zu können. Soweit diese, die sich hauptsächlich als Ausklang der großartigen gartenkünstlerischen Auffassung des Königs dem Landschaftsbilde einfügen, in Schlössern und Kirchen zum Ausdruck kamen, sind sie zu einer architektonischen Bereicherung der Stadt geworden. Das feine künstlerische Gefühl dieses Fürsten —

namentlich für die landschaftliche Stimmung — verhütete eine theatralische Schaustellung der intimen Reize dieser Kunst. In die Stadt gebracht — zum Glück ist das nur vereinzelt der Fall — ist sie aber zur Kulisse veräußerlicht. Man muß diese Unterschiede betonen, weil in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts und darüber hinaus sich diese romantische Strömung, namentlich in der Berliner Vorstadt, von neuem zur Geltung brachte, ohne die landschaftliche Großzügigkeit jener älteren Periode, ohne die feinsinnige Architektur und ohne die Mittel einer damit voraussetzenden Landschaftskunst auch nur im geringsten zu besitzen. So ist es gekommen, daß sich in der Häufung theatralischer Motive ein gänzlich Verkennen selbst der einfachsten ästhetischen Gesetze über Zweck, Ort und Stoff bemerkbar macht, das nicht mehr sachliche, sondern rein äußerliche Dekorationsabsichten zur Schau trug. Damit war die Losung ausgegeben, nicht mehr, wie früher, ein Haus als Teil eines Straßenganges, sondern als ein Werk für sich zu bauen, das keine Rücksicht auf seine Umgebung nehmen brauchte. Selbst bei ganz jungen Straßen, wie u. a. bei der Kaiser Wilhelmstraße, die an die Stelle der „Alten Linie“ getreten ist, macht sich dies in dem Bestreben, hohe Mietshäuser zu erbauen, rücksichtslos geltend.

Darin liegt die eine Seite dieser Entwicklung, daß man glaubte, durch souveräne Willkür in der Anwendung gespreizter Stilformen eine Stadt wie Potsdam „verschönern“ zu können.

Ein großer Irrtum, aber in seinem Ursprunge doch entschuldbar! Die gefährlichere andere liegt in der zunehmenden Rücksichtslosigkeit privater Interessen gegen die künstlerischen Werte der Stadt. So manche schöne Architektur, z. B. der Barberinische Palast, ist bereits durch Reklamen verunstaltet worden. Wer vom Bahnhof kommend, das Schloß hinter sich lassend, über den Alten Markt schreitet, findet eine ganze Straßenfront, darin ein recht repräsentables Haus von 1796, von Riesenanzeigen bedeckt. Was in einer Industriestadt zur Not erträglich, wird in einer Kunststadt wie



Abb. 13. Am Alten Markt.

Potsdam zu einer Anklage gegen die rücksichtslose Vernachlässigung des Straßenbildes. Daß eine Stadt auch in alle Zeiten hinein ihre vornehme Ruhe und Zurückhaltung bewahre, ist nicht zu verlangen; aber sie muß sich immer auf ihre Vergangenheit berufen, um die Wellen des modernen Verkehrs in ihrer heftigsten Brandung brechen zu können. Auch unser Potsdam ist von dem altväterischen Pferdebahnbetrieb zu einer zeitgemäßen elektrischen Leitung fortgeschritten. Das ist sowohl vom ästhetischen wie vom verkehrstechnischen Standpunkte aus zu begrüßen. Ob die Stadt indessen auch in dieser Sache richtig beraten war, ist eine andere Frage. An die Stelle der alten Langen Brücke ist ein Monumentalbauwerk getreten, das besonders schön und scharf in seinen charakteristischen Linien hervortritt, wenn man es von der Seite betrachtet. Von vorn gesehen, vermißt man allerdings eine größere und wuchtigere Linienführung an den beiderseitigen Brüstungen, die das Bauwerk als solches aus der Straße hervorhebt. Doch darüber mögen

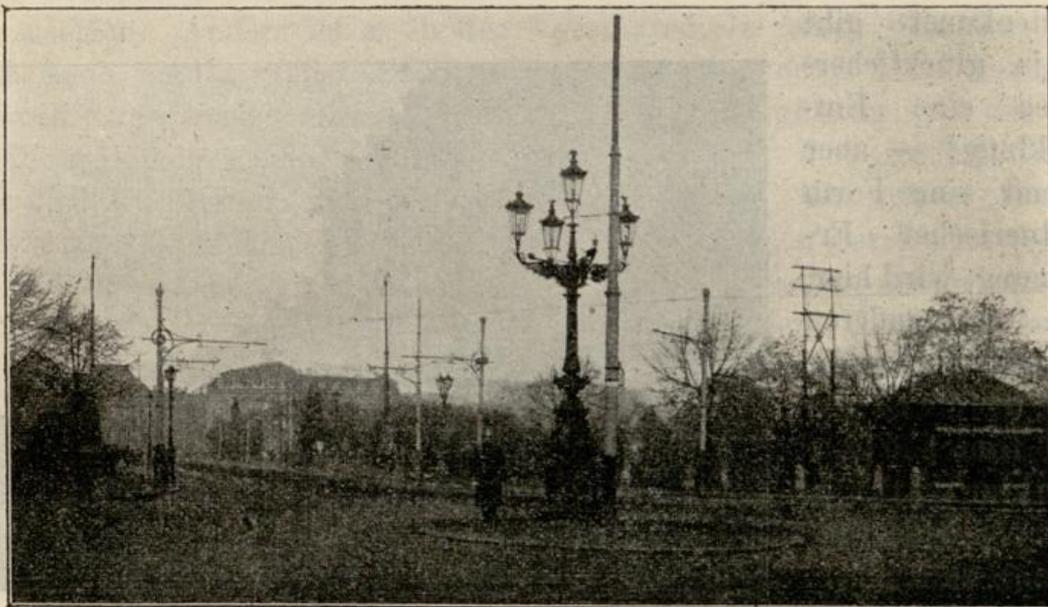


Abb. 14. Lange Brücke.

die Ansichten verschieden, einig aber dürfte man über die völlig verunglückte Einrichtung der elektrischen Bahnleitung sein. Unsere Technik, welche groß im Besiegen aller Schwierigkeiten ist, hat hier völlig versagt. Die vielen dünnen Eisenständer, welche vielleicht durch einen geschlosseneren Baumhintergrund wenigstens in ihrer mastbaumartigen Unbehülflichkeit gemildert werden könnten, haben den ehemals reizvollen Blick auf das Schloß vollständig vernichtet. Überall in den Straßen trifft man auf diese Ständer, die durch Hervorkehren historischer Sinnbilder zwar eine bewußte Anlehnung an den Ortscharakter bekunden,

aber dadurch nur noch aufdringlicher wirken. Für sie gibt es eben keine friderizianischen Vorbilder; darum wäre man glücklicher gefahren, wenn man für eine neue Aufgabe auch keck neue Formen gesucht hätte, die sich aus der Bestimmung unschwer ableiten lassen.

Noblesse oblige! Eine Stadt wie Potsdam stellt an die Einwohner bestimmte Anforderungen inbezug auf künstlerische Kultur, der sich der einzelne im Interesse der Gesamtheit unterwerfen muß. Umgekehrt aber darf man auch erwarten, daß für Straßen und Plätze Bebauungsgrundsätze aufgestellt werden, die den Friedrichs'schen Straßenbildern gerecht werden. Wie schon oben erwähnt, gehört zu den alten Fassaden eine Bepflanzung der Straßen, welche sich nach den örtlichen Umständen richtet. So war die Charlottenstraße bis vor kurzem noch mit Rotdornbäumen bepflanzt, die jetzt entfernt worden sind. Vielleicht war das nötig; jedenfalls aber sollte man wieder an eine neue Bepflanzung denken. Die kahle Öde, welche die Straße jetzt bietet, raubt den alten Bauten eine ihrer wesentlichsten Wirkungen. Es mag ja dahingestellt sein, ob man sich dabei eng an das Gewesene anschließen soll — auch in der

Gartenkunst gibt es ja glücklicherweise eine Entwicklung! — aber irgend eine Form gärtnerischer Ergänzung, wird hier, wie an anderen Stellen, notwendig sein, um die gleichsam frierende Architektur wieder in eine passende Umgebung zu bringen. Nur die Schablone bleibe fern, die Schablone, welche



Abb. 15. Warenhaus.

Ecken, Straßen und Plätze in der Art irgend einer Großstadtvorlage gärtnerisch zu schmücken sucht. Die Nähe von Sanssouci mit seinem Stab von Gartenkünstlern legt Verpflichtungen auf, welche jede städtische Gartenanlage sowohl mit den friderizianischen Bauten wie mit dem architektonisch wirkungsvollen Komplex des königlichen Parkes in Beziehung zu setzen heißt.

Man kann nicht den einzelnen für die Entstellungen im Stadtbilde von Potsdam verantwortlich machen. Die tieferen Ursachen liegen in einer Zeit begründet, die für die Städtebaukunst lange von ganz falschen

Voraussetzungen ausgegangen war. Der Übel schlimmstes ist es mindestens, daß nirgends Handhaben vorhanden waren, die Bauausschreitungen einzelner zu verhüten. Hätte man sie zur Seite gehabt, dann wäre wohl die Stadt von solchen architektonischen Ungeheuerlichkeiten, wie sie in einzelnen Warenhäusern das Bild beeinträchtigen, verschont geblieben. Einzelne Straßen, die Junker-, Brandenburger- u. a. Straßen, sind durch solche Baukolosse, denen man nicht einmal einen Überschuß von künstlerischer Kraft nachrühmen kann, geradezu vernichtet worden in ihrer architektonischer Entwicklung. Nur schwer kann man den Wunsch unterdrücken, daß die wenigen dem Abbruch noch entgangenen alten Gebäude nun auch recht bald verschwinden mögen, um nicht durch ihre Anwesenheit die einst bessere künstlerische Vergangenheit zu verraten.

Je näher wir unserer Zeit kommen, um so unerfreulicher wird das Bild, um so kläglicher das, was man in den Wohnhäusern darzubieten wagt. Bisher hat uns nur die innere Stadt, das geschichtliche Potsdam, beschäftigt. Hier sind gewisse ästhetische Maßstäbe vorhanden, um eine neue Schöpfung von vorn herein einem nicht ungefährlichen Vergleich auszusetzen. Anders ist es in den Vorstädten, in denen sich eine neue Zeit nach eignen künstlerischen Gesetzen selbständig hätte bezeugen können. Die landschaftlichen Bedingungen waren günstig und die vorbildlichen Bauten Friedrich Wilhelms IV. geeignet, dem geschichtlichen Potsdam ein neues eigenartiges zu umgliedern. Was dabei herausgekommen ist, zeigt sich in schönster Reinkultur in der Berliner Vorstadt, die, von der alten Berliner Heerstraße abgesehen, die Gelegenheit zu einer modernen Stadtanlage hätte geben können. Das rechteckige Straßennetz der inneren Stadt ist, wie wir gesehen haben, aus dem Geiste einer anderen Zeit heraus zu verstehen, die ihre architektonischen Voraussetzungen auch an den Boden zu stellen wußte. Bei der Berliner Vorstadt ist eine Stadterweiterung großen Stiles vorgenommen, bei der jede Rücksicht auf die Vorzüge des Geländes vermieden worden ist. Daß das halbinselförmige Gebiet an seiner schmalsten Stelle durch einen Kasernenbau fast vollständig von dem älteren Potsdam abgeschnürt ist, läßt sich allenfalls rechtfertigen, da die geschichtliche große Straße südöstlich an diesem Baublock vorüberstreicht. Was aber ein moderner Städttekünstler hier hätte für prachtvolle Städtebilder entwerfen können, lehrt uns ein Unblick in der Fachliteratur, in der von Männern wie Camillo Sitte, Henrici und Stübben eine neue Ära in der Städtebaukunst geschaffen wurde. Hier in der Berliner Vorstadt ist das Schema der Gradlinigkeit ohne zwingenden Grund auf Verhältnisse übertragen, die ihrer ganzen Natur nach auf eine wohnliche Anlage drängten. Die breiten geraden, meistens rechteckig geschnittenen Straßen haben zwar das Schema des alten Potsdam äußerlich bewahrt; da aber keine Ergänzung auch für die Bauweise selbst veranlaßt wurde, so zeigt sich

hier die Folge rein mechanischer Bodenaufteilung in seiner nacktesten Dürftigkeit. Wie die Umstände nun einmal liegen — der Erweiterungsplan stammt aus der Zeit unserer ödesten Unkunst — läßt sich daran wenig ändern; indessen könnten seine üblen Nachwirkungen doch durch geeignete Bauvorschriften bis zu einem gewissen Grade gemildert werden. Die Grundsätze selbst sind schon in der Entwicklung vorgezeichnet, die die Königstraße als eine Hauptverkehrsader mit Mietshaustypen, die Nebenstraßen mit Villen besetzt hat. Freilich nicht durchgehends; auch hier ist diese klare und für die künstlerische Wirkung vorteilhafte Scheidung oft genug durchbrochen worden. Es dürfte aber noch möglich sein, mit dieser Entwicklung für die Zukunft Ersprößliches zu schaffen.

Bisher freilich haben die langweiligen Straßen eine Architektur hervorgerufen, die dem Aufteilungsplan würdig ist. Ehemals säumten kleine anspruchslose Landhäuser den Hauptweg, von denen noch manche geblieben sind, um einen Rückschluß auf eine baukünstlerisch glücklichere Zeit zu erlauben. Leider verschwinden sie mehr und mehr, um einem großstädtisch sein sollenden Mietshause Platz zu machen, das alle

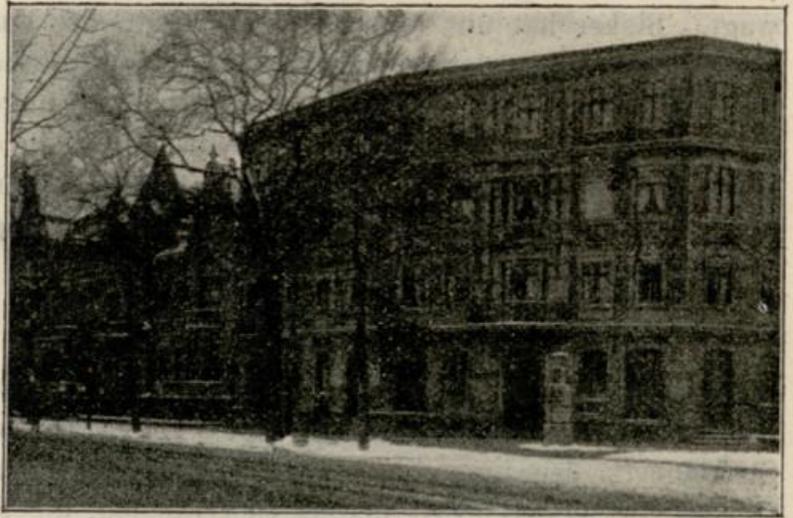


Abb. 16. Berliner Vorstadt.

Mängel des modernen Bauunternehmertums verstärkt zur Geltung kommen läßt. Was die Berliner Vorstadt an unverstandenem Architekturwerk hervorgebracht hat, genügt um ganze Reihen von Gegenbeispielen zu einer guten und wohnlicheren Bauweise zusammenzustellen. Alle Schwächen, welche aus Hilflosigkeit, Unverstand und theatralischer Effekthascherei hervorgegangen sind, findet man hier auf engem Raum bei einander, um auch dem Laien die Verkehrtheit dieser „Kunst“ begriffsklar zu machen. Man braucht nur einmal die nebenstehende Fensterumrahmung mit den schönen Umrahmungen friderizianischer Häuser zu vergleichen, um die unangenehmen Verhältnisse und den architektonischen Widersinn zu verstehen, der sich häufig an den Häusern breit macht, der bereits am unteren Geschoß mit mächtigen Konsolen einsetzt, um die völlig unsinnige Paradearchitektur zu tragen. Es ist immer derselbe Typus bei diesen Neubauten, ob es sich nun um eine

sogenannte Renaissance oder um eine Gotik handelt, d. h. um eine solche, wie sie der Architekt verstanden hat, immer dasselbe Aufgebot von Scheinarchitektur, Maßstablosigkeit und Surrogatflitter, immer dasselbe Bild von künstlerischem Unvermögen und Baugewerksschulendruck, das uns verfolgt. Selbst bei ganz modernen Häusern, bei denen zweifellos begabte Architekten mitgewirkt haben, drängt sich dieser Zug nach Unwahrhaftigkeit und dekorativer äußerlicher Fülle vor, der seine Natur um so weniger verbergen kann, je unmittelbarer er räumlich zu dem schlichten Vorbilde friderizianischer Wohnarchitektur



Abb. 17. Berliner Vorstadt.

Tendenzen der jüngsten Potsdamer Baubewegung nicht beenden, ohne nicht noch einiger Bauwerke zu gedenken, die beweisen, daß unsere Zeit auch Künstler hervorbringen kann, nicht nur Bauunternehmer, welche die Er-

steht. Selbst der mit einem großen Aufgebot der allermodernsten Formen und mit zweifellosem Geschick für Wirkung errichtete Bau, erweist sich oft als Phrase, sowie er in die gefährliche Nachbarschaft echter Kunst gerät; auch er kommt nicht über die Schwächen des Aufteilungsplanes hinweg.

Ich will diesen kurzen Überblick über die

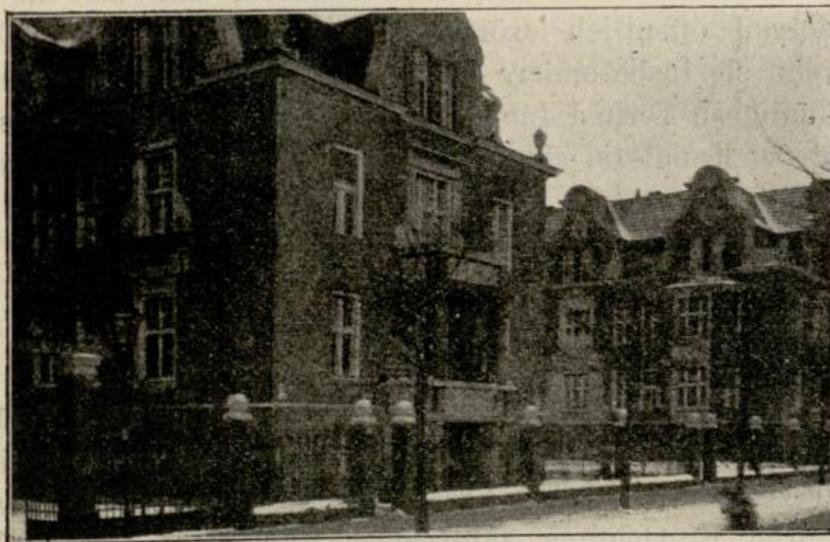


Abb. 18. Burggrafenstraße.

stellung eines Hauses in der Regel garnicht mehr als eine künstlerische Aufgabe erfassen. Der Architekt, welcher den nötigen künstlerischen Takt besitzt, braucht sein Können nicht in stilgeschichtliche Fesseln zu schlagen, wenn er das nötige Verständnis bei seinem Bauherrn findet. Daß auch diese

noch in Potsdam vorhanden sind und sich damit zu der Kunstanschauung des großen Königs bekennen, beweisen mehrere Häuser in dem Holländischen Viertel, die als Anzeichen einer besseren Bauzukunft der Stadt gewertet werden dürfen. Was sie besonders wertvoll macht, ist der gelungene Versuch, die durch den Bauplatz nahegelegte geschichtliche Formenwelt in einem modernen Geiste selbständig zu verarbeiten. Wird dieser Weg, der übrigens — wenn auch spärlich — bei neueren fiskalischen Bauten mit Erfolg beschritten ist, weiter verfolgt, dann erblüht dem königlichen Potsdam vielleicht noch einmal eine schönere Zukunft, als sie die übrigen Anzeichen aus den letzten beiden Jahrzehnten deuten wollen.

Freilich wird man dann auch den bisher fast schrankenlosen Zerstörungen in der inneren Stadt etwas Einhalt gebieten müssen. Ob dies durch ein besonderes Ortsstatut, das durch das neue Verunstaltungsgesetz vom 15. Juli 1907 nahegelegt, aber durch das schon vorhandene königliche Fassadenrecht in seiner Wirkung beeinträchtigt wird, dürften erst eingehende Verhandlungen ergeben. Jedenfalls aber werden die königlichen und städtischen Behörden vereint leicht einen Weg finden, um die ärgsten Bauausschreitungen, sowie die entstellende Reklame hintenzuhalten. Das sind indessen nur äußere Mittel gewissermaßen Grenzmarken, bis zu der sich die Verwüstung eines der schönsten Städte Deutschlands wagen darf; die wirkungsvollste Grundlage werden sie erst gewinnen, wenn die Bewohner der Stadt Potsdam von sich aus bereit sein werden, das Erbe Friedrichs des Großen und anderer Hohenzollernfürsten zu behüten. Und wenn diese Worte dadurch, daß sie die größten Gefahren einmal öffentlich erörtern, dazu ein klein wenig beitragen könnten, wenn sie insbesondere zu einem Nachdenken über den großen unwiederbringlichen Verlust führen, den das Stadtbild durch eine etwaige Zuschüttung des Kanals erleiden muß, dann haben sie ihren Zweck voll auf erfüllt.

A u f r u f.

Die erfreulicherweise im steten Fortschritt begriffene Verbesserung der Schulbildung, die starke Vermehrung der Tageszeitungen und ihr niedriger Preis, das Recht der Freizügigkeit und die Erleichterung des Verkehrs durch Einrichtung zahlreicher und nicht teurer Verkehrsgelegenheiten leisten der Ausbreitung der hochdeutschen Schriftsprache wesentliche Dienste, verdrängen aber naturgemäß die Dialektsprache unserer Landbewohner oder versetzen sie wenigstens stark mit hochdeutschen Bestandteilen. Nirgends tritt diese Erscheinung deutlicher hervor, als in der Umgebung Berlins, ja in der ganzen Provinz Brandenburg. Wenn diese Entwicklung auch ebenso natürlich wie